



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den jetzigen Umständen so weit geführt werden konnte, war nur durch die hingebende, selbstlose Arbeit aller Beteiligten, vor allem des Gründers und Museumsleiters möglich, aber gerade dieser Umstand hat die wirksamste Werbekraft bewiesen. Selbstlosigkeit weckt Selbstlosigkeit, hingebende Arbeit spornt zur Hilfe an.

Wir suchen Schlüssel zum Herzen des Volkes, wir suchen Handhaben, an ihm zu arbeiten. Hier ist ein Gebiet, das in natürlichster Weise ein Zusammenarbeiten erlaubt, auf dem eine Wechselwirkung wohlthuendster Art möglich ist. Wer wird dabei der Gewinnende sein? Wir wollen den Anderen das Gute bringen, aber es ist gewiß, auch auf uns strömt Segen zurück.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kolonialfragen

Walvischbai. Südlich von Swatopmund, am linken Ufer des Swatop, erheben sich massige Sanddünen, die sich etwa 3 Kilometer vom Meere aus ins Land erstrecken und nach Süden zu allmählich verschwinden. Sie bedecken den größten Teil des hier beginnenden englischen Gebietes von Walvischbai, das im Norden durch den Swatop bis zu einem Punkte etwa 10 Kilometer landeinwärts, im Osten durch eine von diesem Punkte aus in südlicher Richtung bis Rooibank gehende Linie begrenzt wird. Von Rooibank aus verläuft die Grenze etwas nordwestlich geneigt bis zum Atlantischen Ozean. Das gewaltige Hafenbecken ist in dieses Gebiet eingeschlossen.

Als bei den Marokkoverhandlungen von der Presse die Frage der Abrundung und Vereinigung des deutschen Kolonialbesitzes eingehend behandelt wurde, bildete auch die englische Enklave im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiet und die Möglichkeit ihrer Erwerbung durch Deutschland den Gegenstand vielfacher Erörterungen. Sogar von einem Anerbieten der englischen Regierung, Walvischbai uns zu überlassen, wurde gesprochen.

Walvischbai und sämtliche der Küste von Deutsch-Südwestafrika vorgelagerten Inseln waren schon eine Reihe von Jahren vor der am 6. August 1884 in Angra Pequena — der heutigen Lüderichsbucht — erfolgten Fißung

der deutschen Flagge unbestritten in britischem Besitz. Die Umstände, unter denen sich die Erwerbung vollzog, lassen erkennen, wie wenig das heutige deutsche Schutzgebiet damals bekannt war und wie wenig es begehrt wurde. Auf Veranlassung Bismarcks, den die infolge der erbitterten Kämpfe zwischen Hereros und Hottentotten arg bedrängten Angehörigen der Rheinischen Mission und die deutschen Händler im Jahre 1868 um Schutz gebeten hatten, versprach die englische Regierung, den Deutschen dort in gleicher Weise Schutz zu gewähren wie den eigenen Untertanen. Es ging dann auch einige Jahre später der britische Kommissar Palgrave ins Land, der die streitenden Anführer der Hereros und Hottentotten zum Frieden und zur Anerkennung der britischen Oberhoheit bewegen sollte. Palgrave erreichte sein Ziel nicht, denn kurz vor Beendigung seiner Verhandlungen mit den Häuptlingen brachen die Feindseligkeiten aufs neue aus und Palgrave mußte das Land verlassen. England mochte nach diesen Erfahrungen wenig Neigung haben, das noch sehr unruhige Land unter seine Herrschaft zu bringen, zumal es damals durch den eben erst entstehenden ersten Unabhängigkeitskrieg der Buren stark in Anspruch genommen wurde; es beschränkte sich deshalb auf die Erwerbung von Walvischbai, das ihm als künftige Kohlenstation verwendbar erschien, und der an der Küste zwischen Walvischbai und der Oranje-

mündung liegenden Guanoinseln. Die Walfischbai und das Land im Umkreis von fünfzehn englischen Meilen um die durch Kapitän Sullivan gehißte englische Flagge wurde am 12. März 1878 zu britischem Besitz erklärt. Von einer weiteren Ausdehnung seines südafrikanischen Kolonialbesitzes über den Oranje hinaus und von einer Vergrößerung des Gebietes von Walfischbai wollte England auch in der Folgezeit nichts wissen und verständigte deshalb die Kapregierung davon, daß es solchen Plänen seine Unterstützung versagen werde. Damit hatte sich England jeder Verpflichtung entledigt, den deutschen Händlern und Missionaren, die sich über Walfischbai hinaus ins Innere des Landes begeben hatten, Schutz vor den Eingeborenen zu gewähren. Die Kapregierung hatte infolge davon ein solches unmittelbar an sie gerichtetes Ersuchen im Jahre 1881 ausdrücklich abgelehnt. Bei dieser Haltung Englands konnten dem Erwerb der noch nicht in Besitz genommenen Gebiete durch das Deutsche Reich ernstere Schwierigkeiten nicht mehr bereitet werden. Die Besitzergreifung durch Deutschland begann mit den Landerwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüdertig bei Angra Pequena, die Bismarck unter deutschen Schutz stellte.

Mit der zunehmenden Besiedlung des Landes mußte die Tatsache, daß der erste natürliche Eingangspunkt ins Schutzgebiet in britischem Besitz war, unbequem und lästig werden. Hauptmann von François errichtete deshalb im Jahre 1892 am nördlichen Swakopufer eine Station und gab sich alle Mühe, den Landungsverkehr hierher zu lenken. Das gelang, nachdem eine geeignete Landungsstelle festgestellt worden war und nachdem die Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika eine regelmäßige Dampferverbindung nach der Swakopmündung geschaffen hatte. Im Jahre 1894 hatten sich bereits sechs deutsche Handelsfirmen hier niedergelassen und damit hatte Swakopmund mit seinen ungünstigen, ja gefährlichen Landungsverhältnissen den Hafenplatz Walfischbai überflügelt. Gleichwohl suchte die Kapregierung in der ersten Zeit den Platz nach Kräften zu halten. Heute entspricht freilich der dort vorhandene Beamtenstab nicht mehr der Bedeutung des

Plazes und läßt sich allenfalls durch die große Entfernung des zu verwaltenden Gebietes vom Sitz der Regierungszentrale und durch seine eigenartige Lage mitten in einem fremden Lande rechtfertigen. Ein nennenswerter Aufschwung wird auch durch die Tätigkeit der Walfanggesellschaft, die sich dort niederlassen will oder inzwischen schon niedergelassen hat, nicht zu erwarten sein. Der „Ort“ Walfischbai besteht heute aus den wenigen Beamtenwohnhäusern, der evangelischen Mission mit dem einfachen, aber würdig aussehenden Gotteshause, zwei oder drei Geschäftshäusern, der Kondensatoranlage, die zur Herstellung von Trinkwasser aus Meerwasser dient, und aus einer Anzahl unbewohnter und verfallender Häuser, die dem Ort einen unsagbar traurigen und verlassenem Eindruck verleihen. Hinter den Häusern ragt die dunkle Masse der nicht großen und schon stark veränderten Kohlenvorräte empor. Lautlose Stille herrscht zwischen den Häusern und in der einen Straße, die aus den Häusern an der Missionskirche vorbei nach der Landungsbrücke führt; wir vermissen die tobende Brandung, die in Swakopmund die Pfähle des Piers mit wuchtigen Stößen anrennt und deren Rauschen man in den am Strande gelegenen Stadtteilen Tag und Nacht vernimmt. Endlos dehnt sich das Hafenbecken aus, kaum vermag man in der flimmernden Sonne die im Westen sich vorschiebende Landzunge mit ihren Schiffsfahrtszeichen zu erkennen. Das Wasser ist vollständig ruhig, nur am Strande hüpfen kleine Wellen über den feinen grau-weißen Sand dahin. Tausende von Flamingos beleben den südlichen Teil der Bucht, unzählige Möwen schwirren hin und her, auch der Pelikan ist eine häufige Erscheinung. Aber die Größe der Bucht und ihre überaus günstige Lage genügen nicht allein zu einem für die Schifffahrt brauchbaren Hafen. Infolge der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Versandung, die durch Sturmfluten, die bisweilen vom Norden her hereinschlagen, noch gefördert wird, ist das Wasser außerordentlich flach. Die wenigen Dampfer, die Walfischbai besuchen, können deshalb nur mit größter Vorsicht in das Hafenbecken einlaufen und müssen mehrere Kilometer von der eigentlichen Landungsstelle entfernt vor

Unter gehen. Es würde enormer Kosten bedürfen, um durch Ausbaggern den Hafen einigermaßen brauchbar zu machen, abgesehen davon, daß auch die notwendigen Anlagen zum Landen, also vor allem auch eine umfangreiche Uferbefestigung geschaffen werden müßten. Aber daran denkt England gar nicht. In Swakopmund dagegen hat das Reich bereits Millionen für bessere Landungsverhältnisse aufgewendet und tut das noch heute; eben erst hat man dort mit dem Bau der neuen großen Landungsbrücke begonnen, die über 600 Meter lang werden soll, über den Bereich der Brecher hinausführen und damit die Landung von Personen und Gütern weniger unbequem und gefährlich ermöglichen wird, als es bisher der Fall war. Würde nun Walvischbai jetzt deutsch werden und man wollte den Hafen nutzbar machen, so würde man wohl mindestens denselben Betrag, der für die Verbesserung der Swakopmunder Landungsverhältnisse notwendig war und noch wird, noch einmal ausgeben müssen. Damit ist es aber noch nicht getan. Man würde außerdem noch, um den Verkehr von Walvischbai aus nach dem Innern zu ermöglichen, entweder eine Eisenbahn, die die Dünen von Walvischbai umgeht und dann in die Otaviabahn einmündet, oder eine Verbindungsbahn von Walvischbai nach Swakopmund durch die Dünen bauen müssen, wobei in jedem Falle bedeutende Geländeschwierigkeiten zu überwinden wären, die wiederum bedeutende Kosten verursachen würden. Schließlich wird man doch wohl auch Bedenken tragen, den wichtigen Handelsplatz Swakopmund, der jetzt wirtschaftlich leidlich gefestigt ist, in seiner weiteren ruhig fortschreitenden Entwicklung zu beeinträchtigen. Eine Verminderung des Wertes an Grund und Boden und eine Rahmlegung der zahlreichen dort vorhandenen kaufmännischen Geschäfte und gewerblichen Betriebe würde die unmittelbare Folge der Ablenkung des Verkehrs sein. Man wird also dahin kommen müssen zu sagen, daß es heute zu spät ist, Walvischbai, falls es deutsch würde, zu einem brauchbaren Hafen auszubauen. Andererseits würde es aber verfehlt sein, eine sich etwa bietende günstige Gelegenheit, das Gebiet von Walvischbai zu annehmbaren Bedingungen zu erwerben, vorübergehen zu

lassen. Sein wirtschaftlicher Wert ist ja gering, denn es liegt in dem vollständig sterilen und regenlosen Wüstengürtel, der „Ramiß“, die das Hinterland vom Meere trennt. Auch werden gewisse Verwaltungskosten nicht zu vermeiden sein; man wird mindestens eine Zoll- oder eine Polizeistation mit vielleicht zwei oder drei Beamten einrichten müssen. Will England ein paar Hunderttausend Mark für das Stück Wüste und das versandete Hafenbecken haben, so greife man zu, dann ist doch wenigstens das ganze Festland von Deutsch-Südwestafrika ausnahmslos in deutschem Besitz. Millionen dafür aufzuwenden wäre schade.

Hans Kög-Pegau

Genealogie

Eine Persönlichkeit, die der „Semigotha“ in besonders beurteilenswerter Weise verunglimpft, ist der kaiserlich deutsche Botschafter zu Paris: **Freiherr Wilhelm von Schoen**. Auf einzelnes gehe ich hier nicht ein. Von seinem Geschlechte heißt es, es sei „aus dem Stamme Isaschar (Schemem) — und aus der uralten Wormser Judengemeinde“. Davon ist kein Wort wahr! Die Stammreihe der Schoen ist bis jetzt erforscht bis zurück auf Hans Valentin Schön, der um 1630 Schultzeiß zu Colgenstein war. Dessen Sohn Hans Valentin verheiratete sich im Jahre 1663 mit Susanna, Tochter des verstorbenen Magisters Hieronymus Hosen. Beider Sohn war: Johann, geboren 1674, Bürger zu Grünstadt, gestorben 1752, der sich im Jahre 1695 mit einer Anna Barbara verheiratet hat, deren Geschlechtsname vorläufig nicht zu ermitteln gewesen ist. Aus dieser Ehe stammte Johann Georg Schön, Bürger und Almosenpfleger zu Dürkheim, geboren 1709, gestorben 1743, verheiratet um 1734 mit Anna Margareta, geborenen Dürkens. Aus der Schön-Dürkenschen Ehe stammte: Georg Friedrich Schön, geboren 1741. Er ist lutherischer Pfarrer zu Bechtheim gewesen und hatte sich im Jahre 1771 mit Anna Katharina, geborenen Liernur, verheiratet, die ihrerseits eine Tochter des Superintendenten Georg Karl Liernur gewesen ist, der schwedischer Herkunft war. Aus der Schön-Liernurschen Ehe stammte: Friedrich August, geboren 1781, gestorben 1859, seit 1804 verheiratet mit Christine Elisabeth, geborenen

Koch. Beider Sohn war: Johann August, geboren 1821, der sich 1840 mit Marie Barbara Heyl verheiratete und Teilhaber der Heyl'schen Lederwerke zu Worms wurde. Er starb 1856. Zu seiner Zeit wurde anscheinend die Schreibweise „Schoen“ die regelmäÙige. Zwei Söhne aus dieser Schoen-Heyl'schen Ehe kommen hier in Betracht. Zunächst der ältere: Friedrich Wilhelm, geboren 1849, der im Königreich Bayern im Jahre 1909 den Erbadel erhielt, den Gelehrten des „Semigotha“ aber unbekannt ist (andernfalls hätten sie ihn mit seiner Nachkommenschaft in Abteilung IV auführen müssen), und Wilhelm Eduard, geboren 1851, der oben erwähnte Diplomat. Sein Erbadel ist, als ein hessischer, vom Jahre 1885 und sein Freiherrenstand, als ein ebenfalls hessischer, vom Jahre 1909. Von jüdischer Abstammung ist also gar nicht die Rede! Nicht einmal die Angabe ist richtig, die Schön oder Schoen stammten aus Worms! In diesem Falle sieht man aber mit besonderer Deutlichkeit in die Werkstatt des „Semigotha“ hinein. Es genügt, daß die Eltern ihren Wohnsitz in Worms hatten und begütert waren! Nachgeprüft wird nicht und — die Abstammung aus der uralten Wormser Judengemeinde ist fertig! So darf man aber keine Genealogie treiben. Daß der „Semigotha“ das Geschlecht Heyl zu Worms, aus dem die Mutter der beiden vorgenannten Brüder Schoen stammt, die jetzigen Freiherren von Heyl zu Herrnsheim und von Heyl, in ebenso fahrlässiger Weise zu Unrecht eine „Wormser Judenfamilie“ sein läßt, werde ich in einem der nächsten Berichte zeigen.

Dr. Stephan Kefule von Stradonitz-Berlin

Anmerkung des Herausgebers. Ich hatte den „Semigotha“ ernster genommen als er es augenscheinlich verdient. In den Grenzböten wird die Rassenforschung, wie aus einer ganzen Reihe tiefgründiger Untersuchungen und Buchbesprechungen hervorgeht, warm unterstützt. Als einen, wenn auch verunglückten Versuch, der Rassenforschung unter Beschränkung auf ein enges Gebiet zu dienen, habe ich auch den „Semigotha“ aufgefaßt und mich dementsprechend mit Herrn Dr. Kefule von Stradonitz ins Einvernehmen gesetzt. Eine nähere Betrachtung des „Semigotha“ und die Vornahme einzelner Stichproben ließ aller-

dings Zweifel darüber aufkommen, ob die Leitung des „Semigotha“ wirklich mit wissenschaftlichem Ernst und Verantwortungsgefühl an die Aufgabe herantreten sei. Das folgende an Herrn von Kefule gerichtete Schreiben gibt indessen Aufschluß.

„Sehr gelehrter Herr von Kefule,“ heißt es, „Ihre hochachtungsvoll und ergebenst gez. Bestellung ließen wir effektuieren, sie erinnert aber daran, daß Sie einen Aufsatz geschrieben, den wir als von einem Vollbluthebräer vermutet hätten, wenn nicht Ihr Name darunter stände. Eine Antwort haben Sie schon darauf in der Staatsbürgerzeitung vom 21.; aber auch wir werden sie nicht schuldig bleiben im „Allianzenbande“ und aufdecken, weshalb Sie uns angreifen — wenn Sie Ihre Angriffe nicht einstellen. Es wird dies in für Sie sehr unerfreulicher Weise geschehen —, machen Sie lieber Ihre nach oben Lieb-Kind-Genealogie weiter und zwingen Sie uns nicht, unangenehm zu werden. Wir können es — weshalb brauchen wir Ihnen wohl nicht zu sagen. Hochachtungsvoll das Redaktionskomitee.“

Also auf wissenschaftliche Wahrheit kommt es dem anonymen Komitee augenscheinlich nicht an!

Es ist selbstverständlich, daß die Drohung des Redaktionskomitees Herrn von Kefule nicht abhalten wird, seine begonnenen Nichtigstellungen weiter fortzusetzen; sie sind sowohl im Interesse der Rassenforschung, wie auch zur möglichsten Verhütung von weiterer politischer und persönlicher Verhetzung notwendig, nachdem das Buch trotz der vor kurzem erfolgten Beschlagnahme in weite Kreise gedrungen ist. In den nächsten Hefen werden die Berichtigungen für die Stammbäume folgender Familien folgen: Grafen und Freiherren von Schimmelmann, Freiherren von Heyl zu Herrnsheim, Freiherren von Kap-herr, von Treskow = Friedrichsfelde, Händel von Donnerstmarkt, von Schoeller, von Ekene, von Bethmann des Stammes Mezler, Fürsten Kohary u. a. m. G. Cl.

Briefe

Der junge Rinz. Briefe an seine Eltern. (E. Fischer Verlag, Berlin.) Mit 9 Porträten und einem Faksimile. Geheftet 3,50 M., in Leinen 4,50 M.

Die banausenhafte Freude an intimen Bekenntnissen hat in unserer Zeit schon einen Berg von Tagebuch- und Briefveröffentlichungen hervorgebracht, deren Wert oft in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Umfang stand. Bei den Briefen, die der junge Mainz in dem Jahrzehnt vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre an seine Eltern schrieb, ist es nicht so, wenngleich man irgendeinen literarischen Wert in ihnen nicht findet und naturgemäß auch nicht suchen darf. Als die Zeugnisse einer selten ursprünglichen Künstlernatur indessen, als die Zeugnisse der Menschlichkeit des großen Schauspielers, den das Geschick frühzeitig zu einem König der Bühne machte und ihm diese Würde drei Jahrzehnte hindurch unbestritten bewahrte, sind diese Briefe wertvoll; sie gewähren das erlaubte, reizvoll-intime Vergnügen, in das ungeschminkte Antlitz, in die Seele dessen zu schauen, den wir im Leben als den Meister der wechselnden Mienen bewunderten. In den Briefen, die der erstaunlich geschwinde Mensch in einem sehr lebhaften und ungenierten Stil hinwischte, erleben wir das erste Stück dieser sonderartigen Lebenskurve mit, erfahren, daß der Knabe Mainz hier und da auf die Bühne sprang, um dann im feirischen Marburg, wo er alles spielt, den ersten Zummelplatz seines Temperaments zu finden. In Leipzig kann den allzu schwächlichen jugendlichen „Helden“ August Förster nicht halten, nach einem Krach zieht Mainz davon und findet bei den Meiningerern offene Arme. Sein Ruhm fängt auf den Gastspielreisen an zu blühen, so daß er, dreiundzwanzigjährig, nach München berufen wird, wo ihn die Freundschaft König Ludwigs beglückt. Mit dem Telegramm aus Berlin über den „sensationalen“ Erfolg der ersten „Kabale und Liebe“-Vorstellung im Deutschen Theater, in der Mainz den Ferdinand spielte, schließt das Buch. Es kennzeichnet sich in diesen Briefen ein schönes Verhältnis zwischen Eltern und Sohn, das durch die Liebe und das Verständnis der Eltern zu dem Schauspielerberuf des Sohnes etwas Seltenes bekommt. Aber die zärtlichen und „raunenden“ Sohnesbriefe sind auch die Briefe eines jungen Genies, das durch sein loderndes Temperament die Welt entflammte und doch, ohne viel zu reflektieren,

schon genau wußte, was ihm zur Vollenendung noch fehlte und sich den Weg zum Außerordentlichen genau vorschrieb.

So lebt in diesem seinem Briefbuche der junge Mainz wieder vor uns auf, man glaubt das Feuer seines Auges, das Romeos Liebesglut flammen konnte, zu sehen; er gewinnt uns aufs neue durch den sympathischen Zauber seiner Persönlichkeit und das Nachdenkliche, Besonnene, das später in Shakespeares königlicher Philosophennatur seinen besten schauspielerischen Ausdruck fand, kündigt sich von ferne an. Aber noch ist er ganz der junge Mainz, mit heiterem, sieghaftem Antlitz und von keiner pessimistisch-intellektuellen Falte durchfurcht.

Dr. Max Adam-Berlin

Tagesfragen

Das Recht auf Klatsch. Es scheint mit der heutigen Verehrung des Athletischen, das einen leichten Kopf und ein leichtes Gemüt voraussetzt, zusammenzuhängen, wenn sich Stimmen erheben, die den Philister als eigentlichen „Kulturbewahrer“ feiern und die im Klatsch eine Art gesunder Übung der Sprechwerkzeuge erblicken. So hat ein mutiger Anonymus vor nicht langer Zeit in einer aufstrebenden Berliner Tageszeitung gewagt, die Unschädlichkeit des Klatsches mit Feuer zu vertreten, und die aufstrebende Redaktion unterließ jede Andeutung, daß sie die dreisten Syllogismen des Autors etwa durchschaute. Seine Schlussfolgerung lautete wörtlich: „Im allgemeinen ist der Klatsch ein harmloses Gewächs. Sogar harmloser als irgendwelche andere Unterhaltung... Man denke nur an den Klatsch ins Wasser. Wenn man die Hände zurückzieht, glättet sich der Wasserspiegel wieder. Es ist dabei gar nicht nötig, daß einer in den Kluten versunken ist.“ Der ehrliche Mann, der sich hier ganz erkennbar rechtfertigte, hatte nämlich, um sein Bild zu gewinnen, das Wasserpatschen wegeskamotiert und dafür „Klatschen“ gesetzt, als sei der Volksmund ebenso unbeholfen wie mancher gewissenstranke Anonymus. Doch schon in unserer deutschen Bibel erscheint das Händeklatschen „über“ jemand als herabsetzendes Verfahren, und der Klatsch — als Hauptwort im Sprachgebrauch noch nicht sehr alt — kommt vom Laut der Pritsche her, der die Aufmerksamkeit auf den hinter-

rücks damit Berührten lenken soll. Klatsch ist stets für das Objekt nachteilig, und die Zeichnung „Klatscher“ eben deshalb ehrenrührig. Aber gibt es ein Recht auf Klatsch? Allerdings. Nichts wäre überflüssiger, weil nutzloser, als ein Kampf gegen die Klatschsucht bei Leuten, die das Erziehbarkeitsalter hinter sich haben. Wir haben Städte und Städtlein in Fülle, die für vornehm denkende Menschen auf die Dauer unbewohnbar sind. Klatsch ist das Kriterium geistiger Enge und intellektueller Blödsichtigkeit; er gedeiht in jeder Gesellschaft, die ihren geringen Gesamtwert dumpf empfindet und daher auf der Wacht steht gegen alle Elemente, die ihr Niveau zu sprengen fähig und mithin verdächtig sind. Was Hinz dem Kunz anhängt, bleibt meist in der Freundschaft, aber der neue Bürgermeister oder der Professor aus Berlin können nur durch berechnete Passivität und ähnliche Feinheiten vermeiden, daß der Klatsch gegen sie mobil macht. Ein besonderes Kapitel gebührte dem Gelehrtenklatsch, der in manchen „Fächern“ sogar international arbeitet; auch Parlaments-, Diplomaten- und Kolonialklatsch, letzterer durch den Buschklatsch noch besonders nuanciert, verdient besondere Beachtung. Mangel an Urteil über die Wichtigkeit der Einzelerrscheinung, verbunden mit sozialer Unreife, gewähren entschieden das Recht auf Klatsch, so lange man den minderen Mitbrüdern nicht Silentium auferlegen kann, was nur in ernstesten Zeiten schon mit Erfolg geschehen ist. Wer aber, sei es ein Individuum, ein Kreis, eine Schicht oder eine Bevölkerung, das schöne Recht nicht missen mag, bleibt im Massentypus kleben, und es hat den Anschein, als bahne sich, der Hindernisse ungeachtet, eine Entwicklung daraufhin an. Denn gerade der Klatschberechtigte ist im Grunde eine suchende Seele ohne Flügel, die etwas zum Bewundern haben möchte und sich für alles blind begeistert, was Distanz hält. Zeppelin und die Aeroplane z. B. verdanken dieser immer markanten Eigenschaft den wahren Erfolg, darüber brauchte man sich nicht zu täuschen. Findet ein Großer auch auf ebener Erde einmal die rechte Distanz wieder, so wird sich der Klatsch ihm bereitwillig beugen. In dem Augenblicke, wo der

Klatsch selbst zu regieren aufhört und vielmehr regiert wird, wandelt er sich in die Legende um, — eine Luftverbesserung, die nachgerade ihren Wert hätte. C. U.

Literatur

Von Verdeutschungen der Manzoni'schen Ode auf den Tod Napoleons des Ersten
„Il cinque Maggio“ (1821) lagen vereint bisher acht vor (man vgl. C. U. Meschias „Ventisette traduzioni in varie lingue“ . . ., Foligno, 1883). Zu diesen Übersetzungen des von Goethe gegen Gdermann hoch gepriesenen Gedichtes verweise ich auf noch fünf weitere: die von König Johann von Sachsen (u. a. i. d. W.-B. Nr. 33 der Leipziger Zeitung, 1879*), Peter Moser (u. a. i. d. „Progr. der Oberrealschule zu Innsbruck“, 1906/7, i. Verb. mit „Euphorion“, XIV., 1907, 784 ff.), Giacomo Mühlberg (Zeitschr. f. österr. Gymnas., XXX., 1879, 871 ff.), Wilhelm Ribbeck (Mitternachtsblatt, 1829, Nr. 62) und einem Unbekannten (Wildensche Übersetzung der „Verlobten“ Manzoni's). Zu einer Sammlung sämtlicher Übertragungen habe ich in der Vossischen Zeitung, 1910, Nr. 235 zwar geraten, bin aber, seitdem ich erfahren, daß das „Kartell lyrischer Autoren“ für eine bestimmte übrigens bei C. M. Sauer („Manzonistudie“, 1871 u. fg.) zuerst nachgedruckte Verdeutschung, fünfzig und vier Mark forderte, anderer Ansicht geworden. Meine fünf Nachträge sind, mit knappsten Lebensdaten der Übersetzer, der Heimat des Dichters, der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, überwiesen worden.
Theodor Distel-Blasewitz

*) Hierzu vgl. man Johann Georgs, Herzogs zu Sachsen „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen“, 1911, Nr. 5, wo es in der Note 15 jedoch statt „1823“, 1821, bzw. 1822, zu heißen hat. Der ebendort (Note 14) erwähnte Streckfuß sollte sich auch an der, zu Berlin 1828 erschienenen Sammlung (mit fünf Verdeutschungen) beteiligen, lehnte aber — „aus zu großer Bescheidenheit“ — seine Betätigung ab.